



Text: STEFANIE MÜLLER-FRANK

Adoption aus dem Eisfach

Weltweit lagern Millionen von gefrorenen Embryonen ohne Verwendung. In Deutschland dürfen Eltern sie an Fremde verschenken. Könnte das bald auch in der Schweiz möglich werden?

Illustration: JASMIN HEGETSCHWEILER

DAS WARTEZIMMER VON PROFERTILITA in Regensburg ist gut besetzt, die pastellfarben gestrichenen Wände der Kinderwunschklinik leuchten in der Nachmittagssonne. Es ist ein Ort für Paare, oft sehr verzweifelte, die auf natürlichem Weg nicht schwanger werden können. Ein weiteres Paar kommt dazu: Die Frau mit Baby auf dem Arm, ihr Mann schiebt den Kinderwagen hinterher. Alle schauen kurz auf, dann wieder in ihre Zeitschriften und auf ihre Smartphones.

Offensichtlich ist hier ein Kinderwunsch in Erfüllung gegangen.

Kämen die Paare untereinander ins Gespräch, würden sie erfahren: Die Mosers haben nicht nur seit sechs Monaten eine Tochter, sie haben aus ihrer letzten In-vitro-Behandlung auch noch zwei Embryonen übrig, zwei erfolgreich befruchtete Eizellen, die eingefroren im Kryotank der Klinik lagern.

Die junge Familie könnte also versuchen, noch weitere Kinder zu bekommen. Im Rahmen der IVF-Behandlung waren Frau Moser Eizellen entnommen worden, die dann im Reagenzglas erfolgreich mit den Spermen von Herrn Moser befruchtet wurden. Die Embryonen müsste man nur noch in die Gebärmutter einsetzen und hoffen, dass sie sich einnisten. Stattdessen hat Ernst Moser vor kurzem bei Profertilita angerufen, um den Lagerungsvertrag zu kündigen und die Embryonen auftauen, also vernichten zu lassen. Die Mosers möchten keine weiteren Kinder mehr, ihre Familienplanung ist abgeschlossen.

LAGERTEMPERATUR MINUS 190 GRAD

Das ist der Moment, in dem Angelika Eder die Paare zu einem Gespräch bittet. Die Reproduktionsmedizinerin leitet zusammen mit einer Kollegin die Kinderwunschklinik im bayrischen Regensburg, nahe der tschechischen Grenze. Das Ehepaar Moser hat sie die letzten Jahre über durch viele Beratungen, eine OP, eine künstliche Befruchtung sowie die Schwangerschaft hindurch begleitet.

«Klar können wir die beiden schönen Embryonen verworfen», hat sie zu ihnen am Telefon gesagt, «aber vielleicht wollen Sie die ja auch einem anderen Paar spenden, das selbst keine Kinder bekommen kann?»

Deshalb sind die Mosers heute die 80 Kilometer aus ihrem Dorf in Franken angereist, die kleine Tochter im Maxi-Cosi auf dem Rücksitz. Ihre Namen, so wie die der anderen Familien, haben wir für diese Reportage geändert, um ihre Anonymität zu wahren.

Angelika Eder kommt im weißen Kittel ins Sprechzimmer, setzt sich die rote Lesebrille auf und startet ihren Rechner. «Vielen Dank, dass Sie überhaupt eine Embryonenspende in Erwägung ziehen», begrüßt sie die Familie. «Dieses Gespräch heute bedeutet nicht, dass Sie jetzt spenden müssen.»

Während das Baby von Frau Mosers Schoss aus versucht, sich die Infobroschüren auf dem Tisch in den Mund zu stecken, geht Angelika Eder mit den Mosers deren Historie durch, wie es in der Medizinersprache heißt: Bereits in der Kindheit wurde Ernst Moser der linke Hoden entfernt, im rechten Hoden war der Samenleiter aufgrund einer Entzündung verklebt. Da sein Ejakulat keine Spermien aufwies, mussten die Spermien durch eine Hodenbiopsie gewonnen, eingefroren und später einzeln mit den Eizellen seiner Frau befruchtet werden. Immer wieder hofften die beiden, dass es auf diese Weise klappen würde mit einem Kind. Vergeblich.

In einer anderen Kinderwunschklinik hatten mehrere In-vitro-Fertilisationen nicht zu einer Schwangerschaft geführt, in Regensburg gelang es dann endlich. Angelika Eder ruft stolz die Kulturen aus dem Labor auf ihrem Bildschirm auf: «Wir konnten tatsächlich drei Embryonen kultivieren – aus fünf befruchteten Eizellen. Das ist eine überdurchschnittlich gute Entwicklungsrate. Und das hier ist Leonora, so sah sie aus, als wir sie am 1. Dezember transferiert haben.»

Das Mädchen ist mittlerweile ein halbes Jahr alt und bekommt eine Maiswaffel in die Hand gedrückt, damit sie nicht weiter Papier isst. Die beiden anderen Embryonen aus demselben Zyklus lagern noch im Kryotank der Klinik bei minus 190 Grad. Um die soll es im Gespräch heute gehen.

GLEICHSTELLUNG VON SAMEN UND EI

In Deutschland ist eine kommerzielle Eizellenspende – wie derzeit auch in der Schweiz noch – illegal. Daher fahren viele Paare, die mithilfe einer künstlichen Befruchtung (IVF) nicht schwanger werden, für eine kommerzielle Eizellenspende ins europäische Ausland. Nach Tschechien oder Spanien.

Denn in den meisten europäischen Ländern ist die Gewinnung von Eizellen im Auftrag fremder Paare mittlerweile erlaubt. Im Namen der Gleichstellung soll auch in der Schweiz die Eizellenspende in Zukunft zugelassen werden – analog zur Samenspende. Allerdings ist das Verfahren für den Körper der Spenderin (im Gegensatz zu einer Samenspende) belastend und nicht ohne medizinische Risiken. Oft sind es Frauen aus prekären Verhältnissen, die sich mit einer sogenannten «Spende» ihrer Eizellen Geld hinzuerdienen. Gleichzeitig lagern in der Schweiz, ebenso wie in Deutschland, Millionen von unbefruchteten sowie befruchteten Eizellen (sprich: Embryonen) in Reproduktionskliniken und warten darauf, in die Gebärmutter eingesetzt zu werden. Sei es, weil sie aus gesundheitlichen oder aus sozialen Gründen eingefroren wurden – also, weil eine Frau in jungen Jahren Krebs hatte und sich einer Chemotherapie unterziehen musste oder sie einfach noch nicht den passenden Partner gefunden hat.

Oder weil ein Paar nicht auf natürlichem Weg schwanger werden kann, wie die Mosers.

NETZWERK EMBRYONENSPENDE

«Bei uns im Wartezimmer sitzen die Paare nebeneinander», erzählt Angelika Eder. Sie zeigt mit ihrer Brille zur Tür. «Einerseits die Paare, die sich sehnlichst ein Kind wünschen, aber alles ausgeschöpft haben. Und andererseits die Paare, die Embryonen zu viel haben, weil die Familienplanung abgeschlossen ist.»

Die Reproduktionsmedizinerin hasst die Momente im IVF-Labor, wenn sie die Tonne aufmachen und entwicklungsfähige, aber nicht mehr gebrauchte Embryonen «verwerfen» muss, wie sie sagt. Was für eine Verschwendug. «Allein schon der Begriff!» Daher arbeitet sie nach Feierabend oft noch ehrenamtlich weiter und vermittelt für das «Netzwerk Embryonenspende e. V.» einige dieser «planwidrig überzähligen» Embryonen an unfruchtbare Paare. Anonym und unentgeltlich.

Seit 2013 gibt es den gemeinnützigen Verein, damals schlossen sich mehrere Reproduktionskliniken in Bayern zusam-

Lange galt der Rechtsgrundsatz, dass die Mutter immer diejenige ist, die das Kind zur Welt bringt, man sagte: «Die Mutter ist immer gewiss.» Die Embryonenspende bricht damit.

men – vermutlich auch, weil viele ihrer Patientinnen, denen sie nicht helfen konnten, schliesslich doch über die nahe gelegene Grenze nach Tschechien oder Österreich gingen, wo eine Eizellenspende legal ist. Heute gehören dem Netzwerk bundesweit 33 Kinderwunschzentren an, 91 Kinder sind bislang durch eine Embryonenspende zur Welt gekommen.

Das ist möglich, weil es in Deutschland, einfach gesagt, eine Gesetzeslücke gibt: Strafrechtlich verboten ist nämlich nur die Spende einer Eizelle, die noch nicht befruchtet ist. Sobald diese befruchtet, also zum Embryo geworden ist, steht sie unter Schutz. Was das konkret bedeutet, darüber wird immer wieder vor Gericht gestritten, denn das Embryonenschutzgesetz stammt aus dem Jahr 1990 und entspricht nicht mehr dem aktuellen medizinischen Stand.

Bislang hat jedenfalls kein deutsches Gericht untersagt, bereits existierende Embryonen aus einer In-vitro-Fertilisation zu spenden, die sonst verworfen werden müssten. Dann also, wenn das Paar sie nicht mehr für die eigene Familienplanung braucht. Und solange dabei kein Geld fliesst.

Tatsächlich bekommt das Spenderpaar noch nicht einmal eine Aufwandsentschädigung gezahlt. Trotzdem entscheiden sich laut Eder rund 40 Prozent der Paare, die noch eingefrorene Embryonen besitzen, nach dem Gespräch bei ihr für eine Spende. Einzige Voraussetzung: Das Paar hat mindestens ein eigenes Kind – und will kein weiteres.

EIN ALTRUISTISCHER AKT

Obwohl ihre Tochter erst sechs Monate alt ist, sind sich Ada und Ernst Moser einig, dass ihre Familienplanung damit abgeschlossen ist. «Wir haben uns immer ein Kind gewünscht. Jetzt sind wir zu dritt und eine Familie», sagt er. Seine Frau nickt und fügt hinzu: «Wir wissen, wie es sich anfühlt, wenn man immer wieder hofft, und nie klappt es.»

Die beiden erkundigen sich bei der Ärztin, wie genau die Paare ausgewählt werden, die ihre beiden Embryonen bekommen würden – ob sie zum Beispiel nur an Paare gehen, die hier in Regensburg in Behandlung sind. «Das entscheiden Sie.» Angelika Eder sucht den Mosers das entsprechende Infoblatt heraus. «Sie geben in einem altruistischen Akt Ihren Embryo weiter, also dürfen Sie Ihre Wünsche äussern.»

Offenbar gibt es Spenderpaare, die sich wünschen, dass die zukünftige Familie in der Nähe wohnt – oder mindestens 500 Kilometer entfernt. Dass das Paar, das ihre Spende bekommt, verheiratet ist. Oder katholisch. Oder gleichgeschlechtlich. All das versucht das «Netzwerk Embryo-

nenspende» zu berücksichtigen. Nur alleinstehende Frauen sind von einer Spende ausgeschlossen.

Vierundzwanzig Wunschelternpaare stehen derzeit auf der Warteliste. «Dürfen diese Paare sich auch etwas wünschen?», fragt Ernst Moser. Die Ärztin schüttelt den Kopf. «Nein, das geht streng nach Reihenfolge.»

Gleichzeitig versucht man, die körperlichen Merkmale der genetischen Eltern und die der Wunscheltern aufeinander abzustimmen – also zu schauen, dass sich beide so ähnlich wie möglich sehen, damit es nachher keine Fragen gibt im Kindergarten und in der Schule. Dafür muss das Spenderpaar sein Aussehen angeben, den eigenen Hauttyp, Haar- und Augenfarbe sowie die Körpergrösse.

Die Vermittlung der Embryonen verläuft dann anonym. «Sonst würde Geld fliessen», da ist sich Angelika Eder sicher. «Wunscheltern zahlen alles.»

Am Ende eines Spendergesprächs stellt sie allen Paaren die gleiche Frage: «Wie fühlt es sich an, wenn Sie sich vorstellen, dass Ihr Kind ein oder mehrere Geschwister hat, die nicht bei Ihnen, sondern in einer fremden Familie aufwachsen?» Sprechen die Paare dann von «ihrem Kind» statt von einem Embryo, rät die Ärztin von einer Spende ab.

EINE OPTION FÜR DIE SCHWEIZ?

In der Schweiz ist es verfassungsrechtlich verboten, überzählige Embryonen aus einer künstlichen Befruchtung anderen Paaren zu spenden, die selbst keine Kinder bekommen können. Man steht dann vor der Wahl, die Embryonen entweder vernichten zu lassen oder sie der Forschung zur Verfügung zu stellen.

Jetzt hat das Parlament vor kurzem beschlossen, das Fortpflanzungsmedizingesetz zu überarbeiten und die Eizellenspende in der Schweiz zuzulassen. Auch das sogenannte «Egg sharing» soll zukünftig erlaubt sein – also die Spende von bereits entstandenen Eizellen, die eingefroren wurden und für die eigene Familienplanung nicht mehr gebraucht werden.

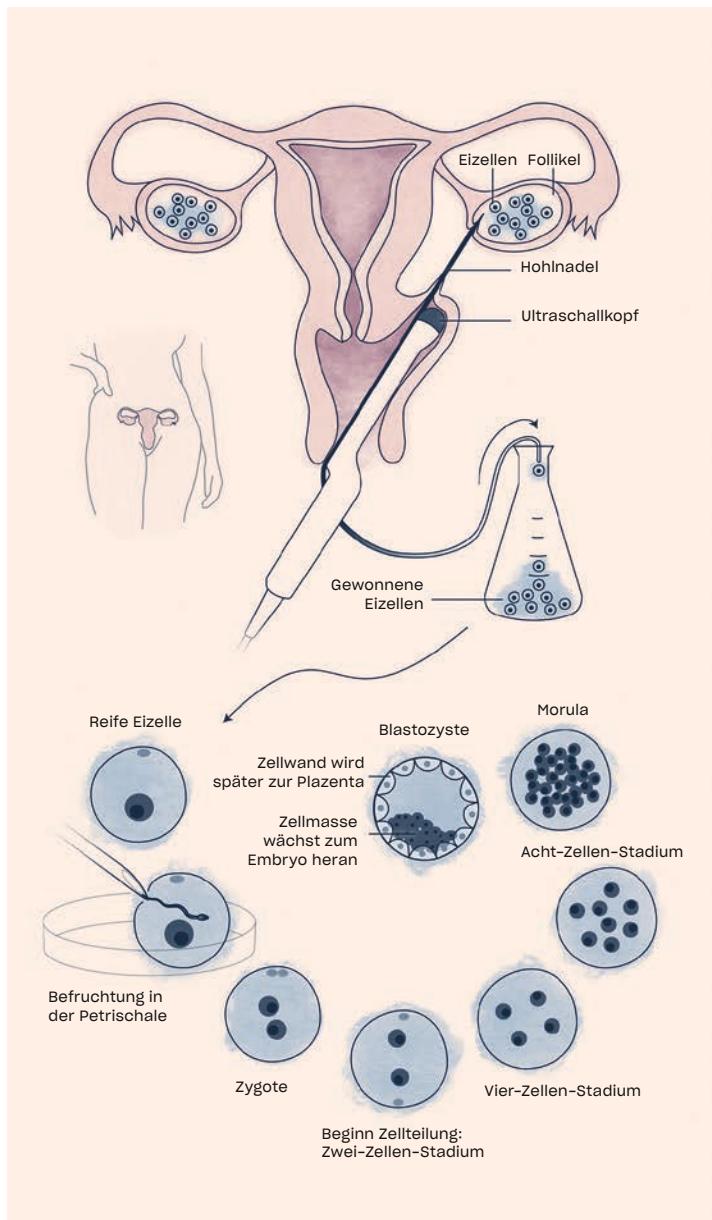
Die Spende von Embryonen – also befruchteten Eizellen – ist von dieser Neuregelung bislang jedoch ausgeschlossen. Obwohl ein Rechtsgutachten, das vom Bundesamt für Gesundheit in Auftrag gegeben wurde, zu dem Schluss kommt, dass im Sinne einer kohärenten rechtlichen Wertesordnung auch die Spende überzähliger Embryonen erlaubt werden sollte.

Zumal diese dann nicht vernichtet werden müssten und sich so der grundrechtlich geschützte Kinderwunsch unfruchtbare und genetisch vorbelasteter Paare verwirklichen liesse.

Kritiker befürchten allerdings, dass die Fortpflanzungsmedizin zu einer sogenannten «gespaltenen Mutterschaft» führe. Lange galt ja der Grundsatz, dass die Mutter immer diejenige ist, die das Kind zur Welt bringt, ohne Rücksicht auf die Genetik. «Mater semper certa est» – «die Mutter ist immer gewiss». Auch das Abstammungsrecht definiert es so.

Eine Eizellen- wie auch die Embryonenspende brechen jetzt damit. In diesen Fällen ist die Frau, die das Kind austrägt und zur Welt bringt, nicht automatisch auch die genetische Mutter. Es stellt sich die Frage, inwiefern das Kindeswohl dadurch beeinträchtigt wird.

Ein Kind braucht zweifellos feste Bezugspersonen, die seine Bedürfnisse befriedigen und verlässlich, liebevoll



ENTNAHME DER EIZELLEN, IN-VITRO-BEFRUCHTUNG

Mit einer Hohladel werden reife Eizellen aus den Follikeln der Eierstöcke abgesaugt, sie werden im Labor befruchtet und manchmal bis zur Blastozyste entwickelt. Dann wird der Embryo in die Gebärmutter übertragen, wo sich die Zellen zu Plazenta und Embryo weiterentwickeln.

und langfristig Verantwortung übernehmen, schreiben Barbara Bleisch und Andrea Büchler in ihrem Buch «Kinder wollen. Über Autonomie und Verantwortung». Ob diese Personen mit ihrem Kind genetisch verwandt seien und wie genau die Kinder gezeugt worden seien, spiele für ihr Wohlergehen jedoch keine grosse Rolle.

VIER EMBRYONEN GESCHENKT

Karolin Schmitt kommt gerade von ihrer Nachschicht als Kinderkrankenschwester nach Hause und macht sich erst einmal einen Kaffee. Vor zehn Jahren war sie die erste Frau

in Deutschland, die mithilfe einer Embryonenspende schwanger wurde. Dabei war die 48-Jährige immer davon ausgegangen, dass sie nie wieder Kinder haben können.

Mit 19, kurz nach dem Abitur, erkrankte sie an schwerer Leukämie. Die junge Frau lag lange im Krankenhaus, unterzog sich einer Chemotherapie. Erst eine Knochenmarktransplantation rettete ihr das Leben – und führte dazu, dass sie unfruchtbar wurde.

«Das war halt einfach der Preis für mein Leben.» Karolin Schmitt sagt das ganz nüchtern, ihr norddeutscher Tonfall trägt noch zur Klarheit bei. «Ich muss aber auch sagen, dass ich nicht total darunter gelitten habe.»

Die Kuckucksuhr ruft zehnmal, aus der Grundschule in Sichtweite schallt Kinderlachen bis in die Küche des alten Hauses. Die Tür zum Garten steht weit offen.

Karolin Schmitt überlebt, macht ihre Ausbildung, geht oft mit Freundinnen aus, trifft sich unbeschwert mit Männern. Einen Kinderwunsch hat sie nicht. Nur im Krankenhaus hört sie manchmal von Eltern, sie könne ja gar nicht nachfühlen, was es heißt, wenn das eigene Kind schwer erkrankt. Das trifft sie dann doch.

«Als Frau, die beruflich viel mit Kindern zu tun hat, verschwindet dieser Gedanke an eigene Kinder nie ganz aus dem Kopf.» Sie denkt kurz nach, um die richtigen Worte zu finden, und sagt dann: «So ein kleines bisschen wehmütig ist man schon.»

Als sie ihren Mann kennenlernen, erzählt sie ihm sofort, dass sie keine Familie gründen kann. Er kann gut damit leben und die beiden richten sich ein Leben ohne Kinder ein. Sie arbeiten viel, beide im Schichtdienst im Krankenhaus, und sie machen immer wieder ausgiebige Reisen.

Eines Tages erfahren sie eher zufällig vom damals neu gegründeten «Netzwerk Embryonenspende». Das Paar lässt sich kurzerhand auf die Warteliste setzen und denkt nicht weiter darüber nach. Bis ein paar Monate später diese E-Mail kommt: Ein Paar mit ähnlichem Aussehen hat eine Spende abgegeben, die sie haben könnten.

«Oh, da war ich aufgeregt. Sehr aufgeregt.» Sofort ruft Karolin Schmitt ihren Mann an. Die beiden haben genau eine Woche Bedenkzeit, um zu entscheiden, ob sie den fremden Embryo adoptieren wollen. In der E-Mail stehen gerade einmal die Körpergrösse der genetischen Eltern, deren Haar- und Augenfarbe sowie die Blutgruppe. Und dass keine genetischen Vorerkrankungen bekannt sind.

Noch am selben Tag sagen sie zu. Und erfahren, dass ihnen das fremde Paar nicht nur einen Embryo zur Adoption überlassen hat, sondern gleich vier. Aus derselben IVF-Behandlung. «Die gehören einem dann alle», sagt Karolin Schmitt und lacht. Einmal gespendete Embryonen dürfen nicht noch einmal weitergegeben werden.

Für die Schmitts ein Hauptgewinn. Denn die Wahrscheinlichkeit, mithilfe einer künstlichen Befruchtung auch tatsächlich schwanger zu werden, liegt damals bei ungefähr 25 Prozent – also bei 1:4.

TRANSFER IN DIE GEBÄRMUTTER

Das Paar entscheidet sich dennoch, erst einmal nur einen Embryo in die Gebärmutter einsetzen zu lassen. Da ihr Körper keine eigenen Hormone produziert, wird der Zyklus von Karolin Schmitt mit Medikamenten künstlich erzeugt.

Als ihr Eisprung naht, fährt sie durch halb Deutschland zu Profertilita nach Regensburg.

Der Transfer verläuft ohne örtliche Betäubung, den Embryo bekommt sie noch einmal auf einem Monitor gezeigt. Noch ist es eher ein Zellhaufen als ein Baby. «Das ist ganz niedlich, weil, ja, das ist ja schon so ein Geschenk, irgendwie.» Sie bleibt noch eine Stunde liegen, dann steht sie auf und fährt wieder nach Hause.

Zwei Wochen später ist sie schwanger. Der Embryo hat sich in ihrer Gebärmutter eingenistet.

Die Schmitts nehmen die komplette Pränataldiagnostik wahr, aber nicht, um gegebenenfalls abzutreiben. «Wäre etwas mit dem Kind gewesen, wir hätten es in jedem Fall angenommen.» Das steht für die beiden außer Frage. «Wir haben das eigentlich nur gemacht, damit wir unser Kind einmal lange anschauen können.»

Drei Wochen vor dem Termin kommt ihre Tochter gesund und spontan zur Welt. Die Kleine hat dunkle Haare und dunkle Augen. Im ersten Moment ist Karolin Schmitt überrascht. Damit hatte sie nicht gerechnet. Obwohl sie ja eigentlich weiß, dass das Kind nicht mit ihr verwandt ist. Sie selbst hat helle Haare und grau-blau-grüne Augen.

Trotzdem kommt bei ihr nie das Gefühl auf, es sei nicht ihre Tochter. Sie schüttelt vehement den Kopf. «Ab dem Zeitpunkt, als es in meinem Bauch war, war es auch mein Kind. Ich habe sie auf die Welt gebracht.»

«DAS HABEN SIE NICHT VON UNS»

Als ihre Tochter ein Jahr alt ist, fragen sich die Schmitts, was sie mit den drei restlichen Embryonen machen sollen. Beide können sich noch ein Geschwisterkind vorstellen – und sie wollen keine geschenkten Embryonen verwerfen. Also lässt sich Karolin Schmitt erst den zweiten, dann den dritten Embryo einsetzen, aber beide Male wird sie nicht schwanger.

Dafür ist der letzte Embryo ein doppelter Treffer: eineiige Zwillinge. «Im ersten Moment war das für uns ein Schock.» Die Schmitts sind auf zwei Kinder eingestellt. Höchstens. Aber es kommt anders. Jetzt haben sie drei, zwei von ihnen sehen aus wie die Mutter, sagen Freunde und Verwandte.

Denn bis auf zwei Menschen aus ihrem nahen Umfeld weiß niemand, dass die Kinder von Karolin Schmitt aus einer Embryonenspende stammen. «Wenn die Kinder irgendeinen Unsinn machen, sagt mein Mann manchmal: Das haben sie nicht von uns. Da müssen wir natürlich schmunzeln.»

In stillen Momenten fragt sie sich manchmal, ob die genetischen Eltern eigentlich stolz wären, wenn sie die Familie Schmitt und ihre Kinder heimlich beobachten könnten. Auf der Doppelschaukel im Garten, bei den Ausflügen zum Kletterpark oder zu fünf am Küchentisch unter der Kuckucksuhr, wo jedes Kind ein eigenes Namenskissen hat.

Wenn es nur um sie ginge, würde die Kinderärztin schwester in ihrem Umfeld kein Geheimnis aus der Embryonenspende machen. Aber sie will ihre Kinder einmal selbst entscheiden lassen, wie offen sie mit dem Thema umgehen wollen.

Daher versucht auch das Netzwerk, die Paare anhand äußerlicher Merkmale aufeinander abzustimmen: Damit die Kinder nicht von ihrem Umfeld darauf angesprochen

werden, ob sie vielleicht adoptiert sind. Sondern die Familie selbst entscheiden kann, wann und wie sie die Kinder über ihre genetische Herkunft aufklärt.

Die Schmitts wollen es ihren Kindern auf jeden Fall erzählen, sobald diese danach fragen – spätestens aber, wenn sie in die Pubertät kommen. «Irgendwie kommt es eh raus», meint Karolin Schmitt und spült ihre Tasse ab. «Allein schon wegen der unterschiedlichen Blutgruppe. Und dann würden sie uns Vorwürfe machen. Zu Recht.»

Die psychologische Beratung, die jedes Paar im Rahmen einer Embryonenspende wahrnehmen muss, empfiehlt dringend, sein Kind über dessen genetische Abstammung zu informieren. Auch, wenn man nicht gesetzlich dazu verpflichtet ist.

Wissenschaftliche Untersuchungen zeigen, wie wichtig es für das Selbstbild eines Kindes ist, mit ihm darüber zu sprechen, wie es gezeugt wurde. Kinder, die vor dem siebten Lebensjahr über ihre genetische Herkunft informiert wurden, berichten über bessere Beziehungen zu ihren Müttern und weniger emotionale Probleme.

Sobald sie volljährig sind, können die drei Kinder von Karolin Schmitt dann mit ihrer Geburtsurkunde zum Notar gehen und den Kontakt zu ihren genetischen Eltern suchen, wenn sie das wollen. Denn das «Netzwerk Embryonenspende» sichert die Daten anonymisiert in einer Spenderdatei, damit das Recht des Kindes auf Kenntnis der eigenen Abstammung gewahrt ist.

Und vielleicht finden die drei Kinder dann heraus, dass sie irgendwo in Deutschland noch Vollgeschwister haben.

DOPPELTES WUNSCHKIND

Letztlich entspricht die Embryonenspende einer sehr frühen Adoption – noch vor der Geburt. Trotzdem zögert die Reproduktionsmedizinerin Angelika Eder, diesen Vergleich zu ziehen. Sie glaubt, dass ein Kind, das nach der Geburt zur Adoption freigegeben wurde, das als verletzend empfinde, weil die Mutter es nicht haben wollte. «Das Kind aus einer Embryonenspende hat dagegen das Leben geschenkt bekommen.»

Es ist ein doppeltes Wunschkind – das seiner genetischen Eltern wie auch das seiner Eltern, die es als Embryo adoptiert haben.

Das Ehepaar Moser hat sich entschieden: Sie wollen ihre beiden verbliebenen Embryonen einem fremden Paar spenden, das selbst keine Kinder bekommen kann. Ob es katholisch oder verheiratet ist, welcher Konfession es angehört oder ob es in der Nähe wohnt, spielt für sie keine Rolle. «Wenn wir spenden, dann auch richtig. Hauptsache, das Kind ist gesund.»

Nur einen Wunsch haben die Mosers: dass man sie informiert, falls tatsächlich ein oder sogar zwei Kinder auf die Welt kommen. Auch, damit sie ihrer eigenen Tochter erzählen können, dass sie noch Geschwister hat, die in einer anderen Familie aufgewachsen. Und die vielleicht eines Tages bei ihnen anrufen werden. ■

FÜR STEFANIE MÜLLER-FRANK war es beeindruckend, wie einfach sich ein Kinderwunsch erfüllen lässt. Die Reporterin ist schon gespannt darauf, was die Kinder eines Tages selbst erzählen werden, sobald sie alt genug sind.